



⇒ Jochen Ostheimer

Das gute Leben jenseits des Wachstumszwangs. Hartmut Rosa und Christoph Henning profilieren die Postwachstumsgesellschaft

Ausgehend von ihrer Zeitdiagnose, dass einerseits ein aktuell rückläufiges Wirtschaftswachstum positive Wirkungen insbesondere für den globalen Süden wie auch die Umwelt haben könne, während andererseits die westlichen Länder aktiv an einer Stärkung des Wachstums arbeiteten, versammeln Hartmut Rosa und Christoph Henning zahlreiche Beobachtungen und Überlegungen, die den Zusammenhang zwischen ökonomischem Wachstum und gutem Leben kritisch sehen.

Die Beiträge stammen von einer Tagung am Kolleg Postwachstumsgesellschaften an der Universität Jena aus dem Jahr 2015. Mit wenigen Ausnahmen regen sie zum Nachdenken und Diskutieren an. Indem sie eher einen Zwischenstand resümieren und weniger neue Ideen entwerfen, geben sie einen guten Überblick über die vielfältigen Debatten zu diesem Themenfeld. Sie sind weitgehend thetisch verfasst und formulieren teils theoretische, teils eher politische Positionen. Eine diskursive Auseinandersetzung mit alternativen Ansichten und Gegenmeinungen ist dagegen kaum zu finden, was sich auch an den meist knappen Anmerkungen und Bibliografien zeigt. Doch gerade durch diese Zuspitzung erhält der Band sein scharfes Profil. Gegliedert ist er in fünf Teile mit jeweils vier Aufsätzen. Einige Beiträge werden ausführlicher besprochen, die übrigen nur knapp genannt, damit ein vollständiges Bild des Bandes entsteht.

Der erste Teil, ›Grundlegungen‹, ist ›alternativen Vorstellungen und Konzeptionen des guten Lebens‹ gewidmet (15–69). Zwei Aufsätze thematisieren das südamerikanische Modell des *Buen Vivir*, das auch

als eine Alternative zum ökonomischen Wohlfahrtsindikator Bruttoinlandsprodukt entworfen wurde und Wohlfahrt gerade nicht am wirtschaftlichen Wachstum misst. Einer der beiden Beiträge stammt von Alberto Acosta, der weltweit einer der führenden Protagonisten

Hartmut Rosa / Christoph Henning (Hg.) (2018): The Good Life beyond Growth. New Perspectives, London / New York: Routledge. 270 S., ISBN 978-0-367-34044-5, GBP 39,99.

DOI: [10.18156/eug-1-2021-rez-13](https://doi.org/10.18156/eug-1-2021-rez-13)

dieses Modells ist, der andere von Serge Latouche, einem Vordenker der Postwachstumsökonomie.

Im dritten Beitrag dieses ersten Teils fasst Hartmut Rosa seine bekannten Überlegungen zu Resonanz in knapper und übersichtlicher Weise zusammen, sodass der Artikel sich auch als Einführung in Rosas Konzept eignet. Die gegenwärtige Wachstumsmentalität wird prägnant im Bild des »Triple-A-Zugangs zum guten Leben« (40) zusammengefasst. Je mehr Güter man besitze, desto zugänglicher und verfügbarer werde die Welt: »available, accessible, attainable«. Rosa weist auf die Kehrseite dieser Einstellung zur Welt hin: Entfremdung in all ihren Formen, nicht zuletzt in der Gestalt von Erschöpfung und psychischen Erkrankungen, sowie Verschmutzung und andere Formen der Umweltzerstörung. Das gute Leben, so die Schlussfolgerung, sei also keine Sache der Gütermenge, sondern der Art und Weise, die Beziehung zur Welt zu gestalten. Eine gelungene Art sei eine Beziehung der Resonanz, mithin die Offenheit, sich von Personen, Gegenständen, Orten usw. ansprechen und berühren zu lassen, in Verbindung mit der Bereitschaft, auf diese Ansprache eine immer auch emotional fundierte Antwort zu geben, sich auf die jeweilige Sache hinzubewegen und so eine Beziehung zu ihr aufzubauen und sich darin als selbstwirksam zu erleben. Auf diese Weise könnten Vorgänge der Identitätsbildung und der Selbst- und Weltveränderung in Gang gesetzt werden. Solche resonanten Beziehungen seien für den Einzelnen wichtig, gleichwohl aber von der Art eines Ereignisses oder Widerfahrnisses, mithin nicht planbar und somit auch nicht die einzige sinnvolle Form der Weltbeziehung.

Der folgende Beitrag von Charles Taylor wird im Untertitel »a comment on Rosa's conception of the good life« genannt. Genau dies trifft zu. Er zeichnet in erhellender Weise die Verbindung zwischen dem Resonanzkonzept und der romantischen Sprachphilosophie nach – das Thema des Bandes, die Kritik am Wachstumsmodell, wird hingegen nicht berührt.

Der zweite Teil diskutiert »alternative Konzeptionen von Wirtschaft« (71–116). Die Stärke der Beiträge liegt darin, dass sie in wissenschaftstheoretischer Hinsicht zentrale Wegscheidungen in der Entwicklung der modernen Wachstumswirtschaft pointiert herausarbeiten, etwa den Unterschied zwischen dem vorherrschenden cartesisch-mechanistischen und einem alternativen organischen Denkmodell, wie es Manfred A. Max-Neef vertritt, oder, wie im Beitrag von Dennis Eversberg, verschiedene, beispielsweise durch Sozialversicherungen vermittelte Muster der Zuordnung von Individualisierung und Kollekti-

vierung als Formen lebensweltlicher Subjektivierung. Christoph Henning diskutiert die verborgene Tendenz zur Gewalt in der Maxime der Produktivität. Andrew Sayer schließlich betont die gesamtgesellschaftliche Einbettung der Wirtschaft, was indes im vorherrschenden wirtschaftswissenschaftlichen Paradigma, das allerdings mit der Klassifikation als »Mainstream« (107) vage bleibt, nicht ausreichend erkannt und verstanden werde.

Im dritten Teil wird über »alternative Konzeptionen von sozialer Gerechtigkeit und Wohlfahrt« nachgedacht (117–161). Michael Thompson verfolgt einen ähnlichen Ansatz wie Sayer und konturiert »das Gemeinwohl als ein Prinzip sozialer Gerechtigkeit« (119–131).

John O'Neill setzt sich unter der Überschrift »How not to argue against growth« (140–152) selbstkritisch mit dem Postwachstumsdiskurs auseinander. Die verbreitete Auffassung, dass eine Beendigung des Wirtschaftswachstums eine Voraussetzung für das allgemeine Wohlergehen sei, sei zwar richtig, werde in den gängigen Argumentationsweisen indes nicht gut begründet. Sie übersähen beispielsweise das Problem der Ungleichheit oder die Bedeutung des Politischen. Trotz dieser kritischen Einordnungen hält O'Neill aber die skeptische Sicht auf ökonomisches Wachstum für berechtigt.

Nicole Mayer-Ahuja legt dar, wie die alte Forderung der Arbeiterbewegung nach guter Arbeit sich angesichts veränderter Bedingungen im Laufe der Zeit gewandelt und gleichzeitig grundlegende Prinzipien beibehalten habe. Sie zeigt insbesondere auf, dass die gegenwärtige Individualisierung der Arbeitsbedingungen wie auch der Interessen der Beschäftigten einerseits die Gewerkschaftsarbeit erschwere, andererseits gerade eine schlagkräftige Interessenvertretung erfordere, weil die Beschäftigten letztlich mit sehr ähnlichen Schwierigkeiten konfrontiert seien. Dies in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit deutlich zu machen, sei eine der ersten Aufgaben der Gewerkschaften in der heutigen Zeit.

Daneben legen Philippe Van Parijs und Yannick Vanderborght ihre bekannten Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen vor. Anstatt mittels wirtschaftsmathematischer Berechnungen die Finanzierbarkeit nachzuweisen, erläutern sie sozialphilosophisch die beiden zentralen Merkmale, nämlich Individualität sowie Bedingungslosigkeit bzw. Universalität. Die Leistung stehe jedem Individuum und nicht einem Haushalt zu. Die Zahlung erfolge universell, also unabhängig von einer Prüfung des verfügbaren Einkommens oder Vermögens wie auch ohne Verpflichtung, sich um eine Anstellung zu bemü-

hen oder eine angebotene Arbeit anzunehmen. In ihrer Kombination sorgten diese beiden Bedingungen dafür, dass sich auch geringfügige Beschäftigungen lohnten, weil der Verdienst nicht auf das Grundeinkommen angerechnet, die Arbeitslosenfälle also vermieden werde. Zugleich sorgten sie auch dafür, dass Arbeitgeber unattraktive Arbeitsbedingungen verbessern und/oder den Lohn anheben müssten. Insgesamt ließen sich so Armut und Arbeitslosigkeit wirksam und in einer nicht-stigmatisierenden Weise bekämpfen. Somit erweise sich das bedingungslose Grundeinkommen als die bessere Alternative zu einer Politik der Aktivierung und zum Konzept des Wirtschaftswachstums.

Der vierte Teil blickt auf die Subjekte der Postwachstumsgesellschaft und eruiert sich wandelnde Praktiken sozialen Lebens (163–211). Bettina Hollstein denkt über die Bedeutung der Freiwilligenarbeit nach und Felix Rauschmayer entfaltet in einer Verbindung des Befähigungsansatzes mit dem Modell gewaltfreier Kommunikation Formen und Potenziale individueller und kollektiver Handlungsfähigkeit. Eva Illouz überlegt, ob Liebe immer noch ein Bestandteil eines guten Lebens sei. Nach einer knappen Zusammenfassung der Veränderungen in der Neuzeit arbeitet sie die Bedeutung der Liebe in der Entwicklung des Autonomie- und Individualitätsverständnisses sowie der Glücksvorstellung des 19. und 20. Jahrhunderts heraus. Anhand von Flauberts Roman *Madame Bovary* zeigt sie, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Vorstellung einer Selbstverwirklichung durch Liebe mit dem Aufkommen eines Marktes und insbesondere von Warenhäusern verbunden gewesen sei. Denn Konsumgüter seien als das Mittel schlechthin angepriesen wie angenommen worden, das eigene Leben so auszustatten, dass es als ein gutes und glückliches gelten könne – was indes Flaubert zufolge ein leeres Versprechen sei. Das moderne Bild vom guten Leben sei also, so Illouz' Zwischenfazit, untrennbar und mehrschichtig mit dem Kapitalismus verquickt. Ob aber, wie Illouz abschließend und mit Bezug auf Nietzsche, Kierkegaard und Weber andeutet, nur der Gelehrte den leeren subjektivistischen und konsumistischen Glücksversprechen der Moderne zu widerstehen vermöge, bleibt zu diskutieren.

Ausgehend von der Beobachtung, dass in der Postwachstumsdebatte das Thema der Subjektivität keine große Rolle spiele, diskutiert Stefanie Graefe genau diesen Aspekt. Sie legt überzeugend dar, dass mentale Infrastrukturen weder durch Informations- und Aufklärungskampagnen wirksam verändert noch durch Entfremdungstheorien hinreichend erklärt werden könnten. Stattdessen arbeitet Graefe drei

Faktoren heraus, die die Konsumkultur und damit das Wachstumsregime stützen: Konsum werde nicht als Zwang erlebt, sondern als Erweiterung der Möglichkeiten, der eigenen Individualität Ausdruck zu verleihen. Konsum sei ferner das vorrangige Medium sozialer Distinktion, an dessen Logik auch noch Alternativprogramme gebunden seien, die einen einfachen Lebensstil propagieren. Schließlich würden die Kosten für Optimierung, Wettbewerb und Wachstum, etwa zunehmende Depressionen, verschleiert; sie würden dem Individuum unter der Maxime der Resilienz, des »neuen normativen Subjektivitätsmodells« (205), als Herausforderung und Gestaltungsaufgabe vorgelegt. Auf diese Weise erschienen das Wachstumsregime und seine Begleiterscheinungen wie Postdemokratie und der imperiale extraktive westliche Lebensstil nicht nur akzeptabel, sondern sogar attraktiv. Folglich, so das harte Fazit, könne eine Wachstumskritik nur dann gehaltvoll formuliert werden, wenn sie zugleich die Ideologie der Resilienzmaxime aufdecke und die zentrale Bedeutung des Politischen herausstreiche.

Der fünfte Teil richtet den Blick auf die eine, gemeinsame Welt jenseits des Wachstumszwangs und sucht nach »alternativen Konzeptionen des Politischen« (213–262). Martin Fritz und Max Koch präsentieren ein Modell zur empirischen Bewertung »des guten Lebens von Nationen« (215–228). Sarah White betont den relationalen Aspekt in der Vorstellung vom guten Leben in Sambia. Ashish Kothari denkt aus einer indischen Perspektive über grundlegende Alternativen zum Entwicklungsparadigma nach.

Klaus Dörre erläutert nicht nur die »Aussichten für eine nicht-kapitalistische Postwachstumsgesellschaft«, sondern ruft seine Zunft im Sinne einer »öffentlichen Soziologie« auch dazu auf, mit verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen darüber in den Austausch zu treten und »demokratische Experimente« zu starten (248). Die westlichen Länder befänden sich in einem Wachstumsdilemma, weil Wirtschaftswachstum für die gesellschaftliche Stabilität nötig und zugleich selbstzerstörerisch sei. Folglich stehe ein grundlegender Wandel bevor: entweder radikaldemokratisch vorangetrieben oder wie in Griechenland als »De-growth by disaster« (242). Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet die Feststellung, die gängige Diagnose einer multiplen Krise verschleierte, dass es sich um eine ökonomisch-ökologische Doppelkrise handle. Diese resultiere aus der kapitalistischen Logik der »Landnahme«, mithin der Tendenz des Kapitalismus, sich auf immer neue geografische, soziale und kulturelle Gebiete auszudehnen und sie zu kommodifizieren. Um einen Ausweg aus der

Doppelkrise zu finden, müsse Europa vier Aufgaben bewältigen: 1. die Merkmale einer Postwachstumsgesellschaft wissenschaftlich erforschen und öffentlich debattieren; 2. eine radikaldemokratisch kontrollierte Umverteilung anstreben, um – auch global – materielle Gleichheit herzustellen; 3. dazu auch eine neue Wirtschaftsdemokratie entwickeln, etwa neue Formen kollektiven Eigentums jenseits von Staat und Privat; und 4. neue Formen globaler Zusammenarbeit im Sinne einer Weltinnenpolitik ins Leben rufen.

Die eher thetisch verfassten Texte sind anregend, weil sie prägnant eine Idee auf den Punkt bringen und sich dabei wechselseitig ergänzen und unterstützen. Auf diese Weise werden die Probleme einer Wachstumswirtschaft wie auch ihrer denkerischen Hintergründe deutlich gemacht. Eine Gegenstimme ist im Entwurf dieser Vortragsreihe nicht vorgesehen. Ihr Ziel ist es, zu sensibilisieren und Perspektiven zu eröffnen. Dieses Ziel wird erreicht. Die kritische Diskussion darüber ist – ganz im Sinn von Dörres Vorstellung einer öffentlichen Soziologie – in der akademischen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit zu führen.

Jochen Ostheimer, Dr. theol. habil., Assistenzprofessor für Ethik und Gesellschaftslehre an der Universität Graz (jochen.ostheimer@uni-graz.at).

Zitationsvorschlag:

Ostheimer, Jochen (2021): Rezension: Das gute Leben jenseits des Wachstumszwangs. Hartmut Rosa und Christoph Henning profilieren die Postwachstumsgesellschaft. (Ethik und Gesellschaft 1/2021: Pandemie-Nach-Denken). Download unter:
<https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2021-rez-13> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

1/2021: Pandemie-Nach-Denken

Gregor Buß: Blinde sehen – Lahme gehen – Stumme reden. Sozialethische Lehren aus der Corona-Pandemie auf dem afrikanischen Kontinent

Jürgen P. Rinderspacher: Zeitliche Herausforderungen und neue Zeiterfahrungen in der Corona-Krise

Sarah Jäger: A woman's work is never done?! Care-Arbeit und Geschlecht in der Coronapandemie aus evangelisch-theologischer Perspektive

Stephan Rixen: Die »Bundesnotbremse« – Überlegungen zur verhältnismäßigen Beschränkung von Grundrechten

Julius Heinicke: Politisch abhängig, doch lebensnotwendig: Kulturpolitische Beobachtungen der Kunstlandschaft in Zeiten der Krise

Urban Wiesing, Daniel Becker, Philip Hahn, Henning Tümmers, Christoph Dominik Blum: Wissenschaftliche (Politik-)Beratung in Zeiten von Corona: Die Stellungnahmen der Leopoldina zur Covid-19-Pandemie